

(Nachdruck verboten.)

74]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

19.

Der Apotheker aus der Rue Lepic hatte Philipp eine Abrechnung geschickt. Er schrieb ihm aus dem mit seinem Heilmittel erzielten Gewinn einen Anteil von hundert Frank zu, die er in einem schönen neuen Schein beilegte. Philipp lächelte. Nun, er mochte reich damit werden. Er kannte seine lieben Franzosen schon. Im nächsten Jahre — oder noch in diesem — hatten die Willsen einen schönen Namen und gingen als Universalmittel, hübsch verpackt und gut empfohlen.

Pierre hatte kein Geld nötig. Er war traurig. Er hatte auf einmal alles über Bord geworfen. Aber plötzlich schnellte die Lebenslust wieder in die Höhe. Philipp ängstigte sich. War's Galgenhumor? Er beobachtete Pierre. Nein, es war alles ohne Bitterkeit. Seine gesunde Natur und seine prachtvolle Oberflächlichkeit hatten richtig den Sieg davongetragen.

„Ich bin wie eine Feder in der Luft,“ sagte Pierre. „Weht der Wind stark, fliegt sie weit, weht er schwach, fällt sie bald wieder. Aber beim ersten Lüftchen hebt sie sich wieder auf und läßt sich davontragen. Und einmal fällt sie auf die Straße — und ein hübsches Mädel tritt mit ihrem kleinen Schuß auf sie. Ist das nicht hübsch? Vielleicht wird sie abgestrichen, vielleicht bleibt sie auch an den niedlichen Sohlen kleben. Ist das nicht hübsch? Sag doch!“

Philipp sah ihn lange an.

„Hübsch gedacht, Pierre!“

„Hübsch gedacht — das macht ihr Deutschen so! Wir Franzosen, wir denken's nicht nur, wir wissen's auch zu leben. Das ist der Unterschied.“

„Also Du brauchst kein Geld?“

„Wozu, ich verdiene ja — und wenn ich keins verdiene, brauche ich auch keins! O, seid ihr schwerfällige Leute! Ich möchte heilsame kein Deutscher sein.“

Philipp schickte den hübschen, sauberen Hundertfrankschein an seine Mutter. Und schrieb ihr einen kleinen Brief dazu. Schrieb, er stehe vor einer neuen Tür des Lebens. Das könne sie nicht verstehen, aber sie möge es ruhig lesen und wiederholt, da werde es wie die Worte in den Kirchenliedern, die sie auch nicht verstehe und doch gebrauche und lebendig habe. Es sei eine große, schwere, aber schöne Tür. Und sie möge sich nicht Sorgen! Von dem Gelde aber möge sie sich eine Flasche Champagner kaufen, extra in Mainz, im „Pfälzer Hof“, französischen, für fünfzehn oder zwanzig Mark und so übermütig dabei werden, wie er selbst in diesem Augenblick sei! So ganz übermütig, daß man sich selbst nicht begreifen könne. Wenn es einem schwer sei in der Seele, das verstehe man leicht. Aber das Glück, das Glück verstehe kein Mensch! Aber man müsse es leben! Und so müßte sie's auch leben. Nur einfach leben!

Er fühlte, er könnte ihr tausend Bogen schreiben über das Glück und wie man es leben müsse. Er fühlte auch, es wäre der Mutter eine fremde Sprache. Aber, dachte er, es müsse sich doch etwas davon in ihr Herz finden! Es findet sich auch von dem Frühling etwas ins Herz, vom blauen Himmel und dem schweigenden Mittag, und kein Mensch auf der Welt hat es je begreifen und ganz verstehen können, was es sei.

Dann kam der Abschied. Er verließ zusammen mit Pierre das kleine Zimmer, das sie bewohnt hatten. Sie drückten der Portierfrau die Hand. Vom Tor rollte sich Pierre eine Zigarette, spuckte aus, wuschte sich mit dem Ärmel den Mund und sagte:

„Also zu Ende! Auf Wiedersehen!“

Sie hielten sich die Hände.

„Wir haben den gleichen Weg,“ sagte Philipp.

„Gut,“ sagte Pierre, „nehmen wir ein Gläschen zum Abschied — das sind wir einander noch wert.“

Er zerkaute seine Zigarette und rollte eine neue.

„Gehen wir in die „goldene Schnecke“,“ schlug Philipp

vor. „Da hab ich angefangen, wollen wir da auch Schluß machen!“

Pierre war einverstanden.

Der Wirt war glücklich, Philipp wiederzusehen.

„O, er erinnere sich, er erinnere sich noch.“

Nur ein Blick — die feine Diskretion des Franzosen erlaubte keine Frage, keine weitere Bemerkung. Er spendete eine Flasche aus seinem eigenen Weinberg in seiner Heimat. Sie tranken ihn aus hohen, flachen Champagnerschalen, obgleich er nicht moussierte.

Pierre rollte sich eine Zigarette nach der anderen. Er zerkaute sie mehr, als er sie rauchte. Und sie hielten ihm nicht Feuer.

„Sie rauchen Streichhölzer!“ scherzte der Wirt.

Sie scherzten alle drei zusammen. Pierre stand auf und ging hinaus.

Philipp und der Wirt plauderten weiter. Dann wurde Philipp unruhig.

Pierre kam nicht zurück. Er kam nicht mehr. Er war gegangen.

Und Philipp wurde der Wein hart und sauer auf der Zunge.

Dann ging er auch. Er ging den zweiten Weg zur Wille Ebrard zu Fuß. Und auf dem langen Wege nahm er langen und schmerzlichen Abschied von Pierre.

Mit einem leisen Knarren schloß sich hinter ihm das Tor der Anstalt. Er stand im Hofe — rings Mauern und Gitter. Während ihn der Portier zum Bureau führte, schickte er einen letzten Gedanken hinaus in die Welt. Dann hatte er sich ganz in der Gewalt. Er war nun nicht mehr Philipp Kaiser, er hieß Philippe Billebois und war Wärter der Irrenanstalt von Wille Ebrard. Es war alles für ihn besorgt. Seine Papiere lagen bereit, er hatte nur zu unterschreiben. Er wurde eingekleidet und dem Abteilungsarzt und seinem Hilfsarzt vorgestellt. Es ging alles mit höflichen Worten und sehr rasch ab.

„Führen Sie sich gut, halten Sie sich genau an meine Anweisungen und seien Sie höflich zu den Kranken. Sie sind nicht alle unheilbar, die Sie unter den Händen haben — also hüten Sie sich — unsere Presse ist wachsam, und ich lasse nicht mit mir spaßen. Politik, lassen Sie sich das auf alle Fälle gesagt sein, gibt's hier in der Anstalt nicht! Lassen Sie Herrn Jaurès in der Kammer reden, aber lesen Sie keine Reden nicht. Es gibt keine Politik in der Anstalt!“

Philipp war entlassen — und lebte nun seinem Amt und seiner Aufgabe. Er erfüllte sie, wie seine Kollegen. Es war ihm nichts anzumerken. Er hütelte sich sogar, nur einen Rat zu erteilen, denn er fürchtete das kleine Glied des Fingers, das er damit seinem Berufe reichen würde. Er hielt nur die Augen offen, diese anderen Augen, von denen kein Mensch wissen konnte. Die diese scharfe und verschwiegene Linse hatten, die alle Beobachtungen und Eindrücke auf eine andere Bewußtheit warf, wo sie ein scharfes Bild abgaben, ein Bild von den Kranken in den kleinsten Intimitäten ihrer Zustände und Behandlungen, ein Bild von den Ärzten, ihrem Verständnis, ihren Vorkehrungen, ihrem Verhalten, ein Bild endlich von den Zuständen im Hause und allem, was sich auf die Pflege und Behandlung, auf Vorkehrung und späteres Eingreifen den allgemeinen Prinzipien nach bezog. Es entging ihm nichts, und er zog stillschweigend seine Schlüsse, so, wo gefehlt wurde, wo die Anforderungen erweitert werden mußten, wo eingeschlagene Wege zu verlassen und neue zu betreten wären. Und im Geiste ging er auf diesen neuen Wegen. Die Praxis lehrte ihn so viel von den Kranken selbst, schloß ihm so viel Verborgenes von ihnen auf, daß es zu verwundern war, wie die Theorie hier noch unzulänglich war. Es war eben für die Kranken, so viel auch untersucht und beobachtet wurde, doch ein anderes, ob der Arzt es tat, oder, ganz verschwiegen und ohne Inszenierung, der Wärter, der jeden Augenblick Gelegenheit hatte, mit dem Kranken in Verkehr zu treten. Der Wärter war bislang nur ein Organ des Arztes, er konnte ihm nicht geistig helfen, weil ihm die Schulung fehlte, er konnte nur berichten über äußere Erscheinungen, über die äußeren Umstände, unter denen sie

zufolge getreten waren, und er konnte dann, mehr mechanisch als beherrschend, die Weisungen des Arztes ausführen. Philipp erschien nicht anders, außer, daß er vielleicht hervorragend eifrig war. In der Verschwiegenheit seines Innern sammelte es sich quälend an. Wenn er seine neuen Erkenntnisse nur formulieren, nur prüfen könnte, an denen anderer messen und reiben! Aber er mußte still bleiben. Und er wurde seiner Herr. Er hielt die körperliche Anstrengung seines Berufes aus. Er ruhte Tage und Nächte nicht. Er errang sich seinen Lebensberuf, er errang sich sein Arztsein. Es war ein Neues und Anderes, ein Höheres und Vertiefteres. Aber er brauchte Geduld, Erniederung, Energie und Ausdauer. Nicht vorschnell mit Schlüssen, nicht zu rasch mit der Ablehnung. Wasser, Luft, Licht und die Heil- und Beruhigungsmittel der Apotheke — nur nicht unbedingt das eine gegen das andere. Der persönliche Einfluß mußte ein anderer werden. Die Bettbehandlung bedurfte genauerer Ueberwachung. Kein Dogmatismus der Vererbungstheorie. Erkennen und nicht verzweifeln. Seelische Einwirkung und immer mehr auf das Einfache, Natürliche zurückkommen. Eine verschwiegene Suggestion. Ein Altes, Vergessenes wurde in ihm wach und wirksam: der alte Arzt im Hunsrück mit seinen Hausmitteln. Er hatte seinen Namen vergessen, aber nun war er da. Nun ließ sich auch aus seiner Art ein Wert, ein gesunder Kern, eine vernünftige Beziehung erkennen. Was er früher schon aus ihr erkannt hatte, es erhielt eine neue Bedeutung. Und er zog Kreise um Kreise, sie schnitten sich, sie berührten sich, Ausschnitte und Ringe, und er fühlte, es werde sich einmal der Mittelpunkt finden, sie mit einem größeren Kreise und Ring alle einzuschließen.

Anfangs hatte er versucht, die Erfahrungen jedes Tages am Abend kurz aufzuzeichnen. Aber er kam nicht weit auf diese Art. Er war zu erschöpft, der Geist arbeitete nicht, wie es nötig war, er produzierte nicht, er hob höchstens aus den Kammern seiner Erinnerungen heraus, aber es fehlte dann die Verbindung. Es blieb alles lose und zusammenhanglos. Da lernte Philipp aus seiner Erfahrung den Wert der Phantasie erkennen, wie ohne sie auch die wissenschaftliche Arbeit nicht gedeihen könne. So richtete er sich anders ein. Jeden zehnten Tag hatte er frei. Kein Mensch fragte, was er mit dem Tage anfang. Er blieb zu Hause und machte seine Aufzeichnungen. Dabei hatte er ein starkes und tragendes Vollgefühl von Gewinn und Fruchtbarkeit. Er fühlte das Joch der Arbeit von sich genommen. Sie wurde ihm Genuß.

Ein eigener Trieb lag in seinem Tage: ein undeutliches Zu-etwas-Hindrängen. Und oft fiel ihm die Vorstellung ein, wie er sich hinsetzen würde und den Namen Melanie Gießfeld auf ein Kuvert schreiben — und poste restante, bureau des postes No. 96 (Grand Hotel) darunter. Es war ihm dabei, wie wenn man aus dem heißen Schatten in die warme Sonne tritt. Man muß nun in dieser warmen Sonne weiter gehen, sonst fröstelt man. Man kann nicht in den Schatten zurück. Und er ging und ging und sah den Tag näher kommen, an dem er den Brief schreiben und ihm seine Adresse geben würde. Den Tag, an dem er es könnte, schön und reich und in einer großen Ruhe und Sicherheit k ö n n t e.

20.

In der Bieglergasse ist großer Auflauf. Zwei Gendarmen sind gekommen, den Spengler Schlüssel zu verhaften. Das ganze Dorf ist zusammengelaufen. Der Spengler Schlüssel! Was sollte denn der alte Mann noch angestellt haben? Gestohlen, gemordet hat er nicht. Langsam siderte es durch: sozialdemokratische Antriebe, Hellschriften, Aufreizung zum Massenwah: das sind die Gründe. Man versteht das nicht. Hier in Rheinhessen ist man gewöhnt, seine Meinung zu sagen, wie man sie hat. Steiner hält mit dem, was er denkt, hinterm Berge. Und kommt's einmal grob heraus, nun so kommt's grob heraus. Das ist egal. Der Schlüssel ist Sozialdemokrat — sonst ist er nüchtern, fleißig, ehrlich, ruhig. Er hat Flugblätter geschrieben, die Hand und Fuß haben. Der Rheinhesse hat Respekt vor allem, was einen Kopf verrät und Hand und Fuß hat.

„Wir lassen uns doch das Maul nicht verbinden,“ sagt einer.

„Gaben wir noch einen Großherzog, wo ist der Großherzog, daß er das zuläßt!“ ein anderer.

„Still,“ meint einer. „Wir machen nichts gut damit. Der Großherzog will's gut und meint's gut —“ „Es lebe

der Großherzog!“ ruft einer hinein, Der das Wort aufgeschnappt hat, und „Es lebe der Großherzog!“ rufen gleich viele! —

Der erste nimmt wieder sein Wort auf.

„Unser Großherzog will's gut und meint's gut, aber er kann auch nix machen. Das sind die hohen Herrn, die's machen. Er weiß davon gar nix. Aber wir sind doch nit aufs Maul gefallen. Wir geh'n nach Darmstadt, wir reden ein Wort mit ihm.“

„Er soll mit sich reden lassen!“

„Natürlich, er hat schon manchen angehört.“

„Na, Dich wird er nit anhören!“

„Aber wir sind doch nit in Preußen! Kreuzdunnerkeil! Wir sind doch noch Hessen! Rheinhesen, zum Teufel, und freie Leut!“

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Heldt.

Jürgen: „Die Kleinen können nur dadurch stark werden, daß sie sich zusammenschließen.“

Der stille Peter zu Jürgen: „Mir scheint, Du erfindest so viel merkwürdige Dinge!“

Niels Ralle meinte blinzelnd: „Solch eine Kommissstellung, die könnte Dir wohl behagen, Jürgen, wie?“ — Heiterkeit

„Oh — ja, warum nicht!“

„Ich dacht es mir beinahe.“ — Gelächter.

Die Angelegenheit ward noch weiter besprochen und Jürgen blieb ihnen keine Antwort schuldig. Endlich sagte Krän Hvas: „Du hast ein gutes Mundwerk, Jürgen, aber uns kriegst Du, meiner Seel, doch nicht rum!“

Und dabei blieb es.

Run trat Paul Klinker zur Tür hinein. Er war von überaus kräftiger Gestalt, trug eine Islandswoolljade unter dem zerrissenen Rod, aus dessen Seitentasche ein Flaschenhals hervorlugte. Seine Augen waren grün und blutunterlaufen und sein Gesicht glänzte kupferrot.

Bei seinem Anblick stießen die Leute einander an und duckten den Kopf, aber Jürgen runzelte die Stirn.

„Guten Abend, Herr Pastor,“ begann er foppend und setzte sich.

Run entstand ein Nichern und Brusteln und Durcheinanderschwagen, so daß das Ganze sich in Gelächter und Ul aufzulösen und ein Herrbild von dem werden zu wollen schien, was Jürgen daraus hatte machen wollen. Ihm war zu Mut, als säße er auf dem Wagen und die Ochsen gingen mit ihm durch und hätten ihm die Zügel aus der Hand gerissen.

Dann nahm er sich mit einem Nuck zusammen und durch all das Gemurre und Gemurmel hindurch schnitt plötzlich Jürgens helle Stimme wie ein leuchtender Streifen durch ein Nebelmeer.

Die ganze Versammlung horchte. Er sprach von der Enthaltensbewegung so sicher und leicht verständlich. Die Leute hörten mit offenen Augen zu.

Dann aber begann Klinker in seinem Winkel zu knurren und ihn zu unterbrechen. Er stank auf zehn Schritt Entfernung nach Fasel.

Jürgen sprach mit steigender Wärme, Klinker brummte lauter und lauter. Die Versammlung horchte, sehr in Anspruch genommen von dem Gedanken, wer von beiden wohl der Stärkere sein werde.

Schließlich erhob Klinker sich halb von seinem Sitz und rief: „Wenn nicht Anders Dir Deinen Unterhalt verdient hätte, dann wärst Du schon längst vor Hunger krepirt, Du armer Lump!“

Die Leute vermochten ihre Heiterkeit nicht zu unterdrücken.

Jürgen wandte sich rasch an Paul: „Willst Du wissen, welch ein Unterschied zwischen Dir und einem Schwein ist, wenn Ihr beide im Dreck liegt?“

„Das Schwein kann aufstehen und dabongehen, aber das kannst Du nicht!“

So bekam Jürgen die Lacher auf seine Seite. Er schloß mit den Worten, daß neue Mitglieder sich bei ihm einschreiben könnten.

Paul zog die Flasche aus der Tasche, machte irgendeine Bemerkung, über die die Zunächststehenden lachten und setzte sie an den Mund.

„Daraus wird nichts hier in meinem Hause,“ rief Jürgen mit einer Bestimmtheit, die alle stußig machte.

Aber da erhob sich Klinker in seiner ganzen Größe und rief: „So, hallo, — Du Enthaltensapostel! — Du Tropf, der hier bei uns neue Lehren einführen will! Halt Du Dich lieber an das, was Du in Deiner Jugend gelernt hast und trink Deine Schnäpse zum Brot, das kann Deinem Bauch meiner Treu gut tun! — Prost!“

Die Versammlung lachte Tränen, aber Jürgen ward kreidebleich. Er ging hin und öffnete die Tür, die ins Freie führte und ersuchte darauf ein paar Männer zur Seite zu gehen.

Alle wandten sich um, einige erhoben sich. Kopf an Kopf standen sie da mit gespanntem Ausdruck.

Und bevor noch jemand wußte, wie es zugegangen war, brüllte Klinter auf und verschwand mit Jürgen in der Türöffnung.

Einen Augenblick später kam Jürgen zurück, und alle machten ihm Platz; denn Klinter war ein baumstarker Kerl.

Dieser Auftritt machte jedoch der Versammlung ein Ende und das Zimmer war bald darauf leer.

Anders stand auf und blickte den Schwiegersohn an, als wolle er etwas sagen. Er besann sich indessen, als er sah, wie Jürgens Hand, die nach dem Bierkrug griff, vor Erregung zitterte.

XII.

Anders Frage gehörte nicht zu den Leuten, die viele Worte machen, und das einsame Leben der vielen Jahre auf seinem Fleckchen Erde draußen zwischen den Sanddünen hatte nicht dazu beigetragen, ihn geschwätzig zu machen.

Trotzdem mußte jedermann, was seine eigentliche Meinung sei; sie äußerte sich im Gesichtsausdruck, in der Stimme, in den harten Linien seines edigen Wesens, — namentlich wenn er mißvergünstigt war.

Eine Zeitlang hüllte er sich in düsteres Schweigen; dann eines Tages, als Jürgen zur Versammlung war und Marie — infolge gewisser Umstände hatte zu Hause bleiben müssen, trat er ins Zimmer.

Erst ging er auf ein offen stehendes Fenster zu, das Jürgen mit Haken versehen hatte, und zog es mit solcher Gewalt zu, daß das Glas klirrte. „Erst den Ofen heizen, bis er glüht, und dann die Fenster angelockert aufsperrn, das ist so die richtige Methode, fein!“

Marie, die an einem Widelband strickte, dessen aufgerolltes Ende in ihrem Schoß lag, rückte unruhig hin und her auf ihrem Stuhl.

Er wandte sich kurz um und plakte los: „Aber das ist auch so eine von den neuen Moden hier! — Ich möchte wohl wissen, wann Ihr eigentlich zu Verstand kommt!“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ frug Marie, ohne ihn anzusehen.

„Wächstest Du mir nicht sagen, was für Herrlichkeiten eigentlich da draußen in Lem und Gott mag wissen, wie die Orte alle heißen da draußen, zu finden sind.“

„Gewiß!“ antwortete sie bestimmt. „Wenn Jürgen und ich das blaue Dach des Versammlungshauses mit der wehenden Fahne sehen und dazu die Leute, die von allen Seiten herbeiströmen, dann haben wir das Gefühl, als gingen wir zu etwas Schönerem. Es ist schön, von den großen Männern und Frauen der Vorzeit zu hören und von all den Dingen, die unsere Zeit bewegen; dann begreift man, wie alles zusammenhängt, und viele schöne Gedanken stellen sich ein. — Und das will ich Euch nur sagen.“ — sie blickte den Vater fest in die Augen, „wenn wir mit all den anderen dort zusammenstehen und zuhören, dann ist es, als sähen wir unter einer feineren Art von Menschen!“

„Fein! — Das ist ein schmutziges Wort in Deinem Munde, mein Kind!“

„Ich halte zu Jürgen!“ rief sie erregt und stand auf.

„Ja, das kannst Du wohl bald auswendig!“

„Jürgen hat recht!“ rief sie ihm mit funkelnden Augen entgegen.

„Wenn Du nicht ein Frauenzimmer wärst, Marie!“ antwortete Anders mit leiser Stimme, die zitternd vor zurückgehaltener Erregung war. Er klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch und ging.

Marie begann zu weinen und Kjesten sagte: „Wie kannst Du es auch nur wagen, Marie! — Ach du lieber Himmel,“ seufzte sie, „welch ein jammervolles Haus das ist!“

Abends, nachdem die Alten gemolken hatten, gingen sie durch die Scheune.

Er hob die Laterne in die Höhe. „Sieh all die Gaben Gottes an! Ist es nicht merkwürdig, daß es ihnen keine Ruhe läßt, bei alledem hier zu Hause zu bleiben, wie?“

„Bedenk ihre Jugend, Anders!“

„Jugend! — Ja, wenn es noch ein Vergnügen wäre, hinter dem sie dann und wann her wären, dann würd ich mich absolut nicht darum kümmern, aber dies hier Aber es schwante mir schon, als ich ihn zum ersten Male sah und er diese blanken Klappen an den Stiefeln hatte, da schwante es mir meiner Treu schon, daß er ein Lustikus sei! Was sagst Du?“

„Ach! — ich hab kein Stierbisswörtchen gesagt!“ Sie blickte furchtsam mit schüchternen Augen zu ihm auf.

„Aber auf die Dauer kann es nicht so weiter gehen. Ich glaubte, es würd schließlich mal ein Ende nehmen, aber ich muß doch wohl mal versuchen, der Sache einen Riegel vorzuschieben!“

Sie hatten die Küche erreicht und Kjesten nahm das Mulltuch, bedeckte damit den Rand des Eimers und seichte die dampfende Milch in die gelben Lehmgeschüffel, die auf dem Tisch standen. Dabei sagte Anders so leise, daß es drinnen nicht gehört werden konnte: „Und dabei ist es wahrlich kein Vergnügen, ein Teufel sein zu müssen, weil man ihr Bestes will!“

— Die Bewohner des Krageschen Hauses hatten in dieser Zeit nachts schwere Träume und tags über gingen sie umher, wie von einer schweren Last zu Boden gedrückt.

Anders sah aus, als ob er jeden Augenblick etwas vorbringen wolle, das er dann doch stets wieder verschwieg; sein Antlitz hätte mit einigen wenigen geraden und scharfen Strichen gezeichnet werden können. Auch aus Jürgens Antlitz waren die weichen, jugendlichen Züge verschwunden, und um seine Lippen bebte ein verhaltener Schmerz. Und dann hatte er ein nervöses Schulterzucken bekommen, wie jemand, der eine Bürde von sich schüttelt.

Wenn die beiden Männer aneinander vorbei mußten, hielt sich jeder auf seiner Seite. Und waren sie zusammen, dann war Gewitterwolke in der Luft.

Gesprochen wurde nicht, aber jeder fällte durch sein Tun das Urteil über den anderen. Sogar der Türbrüder verriet beim Auf- und Zumachen den jeweiligen Gemütszustand.

Und von Tag zu Tag ballte das Schweigen sich fester zu einer Gewitterwolke zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Verbrecherreligiosität.

Dr. Mader (Berlin).

Der Klosterbruder und Brudermörder Macoß, der seinem von ihm ermordeten, im Todesstampe röchelnden Bruder rasch noch aus „religiösen“ Bedenken die Absolution erteilte, ist zwar ein krasses Beispiel der eigenartigen Verbrecherreligiosität. Ähnliches kommt aber nicht nur im finsternen Rußland vor, sondern auch bei uns.

So hatte sich in Bamberg vor einiger Zeit ein Dekonom, ein eifriger Kirchenbesucher und überzeugter Anhänger des Zentrums, wegen Wilderens zu verantworten. Trotz seiner Frömmigkeit wurde er zu einer Gefängnisstrafe von 3 1/2 Monaten verurteilt, da er seit Jahren die Schlingenstellerei mit solchem Erfolg getrieben hatte, daß es im Schlüsselauer Revier bald keinen Hasen mehr gegeben hätte. Auf seinen Jagdfreizeiten führte er als kostbares Amulett ein Zauberbüchlein bei sich, „Das wahre geistliche Schild“, angeblich 1647 gedruckt und von Papst Leo 10. bestätigt, — in Wirklichkeit ein Produkt moderner, gewissenloser, auf den religiösen Aberglauben der Menge leider immer noch mit Erfolg spekulierender Buchhändler. In diesem „Gebetbuch“ finden sich gar vielerlei Zauberformeln religiösen Charakters gegen allerlei böse Leute, gegen Hexen usw., dienlich in mancherlei Drangsal und Nöten. Auf welchem niedrigen moralischen Niveau dieses Zauberbuch steht, zeigt zur Genüge die Tatsache, daß es nicht nur Gebete enthält, um das Wild dem Schlingensteller zuzutreiben, sondern daß sich darin auch ein von dem Angeklagten, freilich ohne Erfolg, benutztes Gebet findet, das den Wilderer vor Ueberraschungen durch Jäger schützen soll. Dieses interessante Gebet, das vor Gericht verlesen wurde, lautet folgendermaßen:

„Es sind drei heil. Blutstropfen Gott dem Herrn über sein heiliges Angesicht geflossen. Die drei heil. Blutstropfen sind vor das Rindloch geschoben, so rein als unsere liebe Frau von allen Männern war, ebensowenig soll ein Feuer oder Rauch aus dem Rohre gehen. Rohr, gebe du weder Feuer, noch Flammen, noch Hitze. Jetzt gehe ich aus, denn Gott der Herr geht mit mir hinaus. Gottes Sohn ist bei mir, Gott der hl. Geist schwebt ob mir, in allen Zeiten. Amen.“

Daß durch derartige „Gebete“ auf das Volk erzieherisch eingewirkt wird, dürfte man kaum behaupten können. Eher läßt sich annehmen, daß „fromme“ Seelen, im Vertrauen auf göttlichen Schutz, durch derartige Gebetbücher geradezu dem Verbrechen in die Arme getrieben werden. Wenngleich niemand behaupten wird, daß ein durch und durch rechtschaffener Mensch allein durch diese Schundliteratur zum Verbrecher werden wird, so muß man doch zugestehen, daß derartige Zauberbücher äußerst verderblich anreizend wirken können.

Dies zeigte ein anderer, gleichfalls aktenmäßiger Fall von Verwendung eines derartigen „Gebetbuches“ als Talisman, und zwar beim Meineid! In Würzburg hatten sich nämlich kürzlich zwei Frauen vor Gericht zu verantworten, die eine wegen Meineides, die andere wegen Anstiftung zum Meineid. Beide Frauen hatten einen eigenartigen Betrug ins Werk gesetzt. In dem Betrugsprozesse als Zeugin vernommen, hatte dann die eine auf Anstiften der anderen, der eigentlichen Urheberin auch der Verülgereien, einen Meineid zu leisten. Um die Gewissensbedenken der bigotten abergläubischen Person zu beschwichtigen, gab sie ihr ein Gebetbüchlein als Amulett, um es bei der Vernehmung bei sich zu tragen, dann könne ihr nichts geschehen, ein derartiger Schwur sei keine Sünde, der Teufel habe keine Macht über sie, da das „Gebetbuch“ — vermutlich der „Geistliche Schild“ oder ein ähnliches „Zauberbuch“ — sie vor bösen dämonischen Einflüssen schütze.

Wer mit den Anschauungen gewisser Volksstichten nicht vertraut ist, wer nicht weiß, wie viel echt Feindnisches im modernen Christentum, besonders in bigott katholischen Ländern, noch fortlebt, mag denken, daß wir es hier mit einem einzigartigen Falle zu tun haben, da abergläubische Praktiken „frommer“, an göttliche Vergeltung glaubender Verbrecher, um getrost einen Meineid schwören zu können, sonst kaum vorkommen dürften. Gerade das Umgekehrte ist aber der Fall.

Mythische Zeremonien beim Meineid, durch die man der Gottheit

ein Schnippchen zu schlagen glaubt, gibt es unzählige, besonders wieder in erzkatholischen Ländern. So findet sich überaus oft der „Bligableiter“ als derartige meineidigende Geste, besonders in ganz Bayern, aber auch in Ostpreußen, Thüringen, Böhmen und anderen Ländern, ja selbst bei den Votivaten. Man glaubt, der Meineidige werde auf der Stelle durch einen rächenden Bligstrahl zerschmettert. Um sich nun davor zu sichern, stellt man mit der linken Hand, die man nach unten oder hinten ausstreckt, eine Art Bligableiter dar und spricht dann bezeichnenderweise von einem „kalten“ Eid, wie man auch im Volksmunde einen Blig, die einschlägt, ohne zu zünden, einen „kalten Blig“ nennt. Diese Bligableiteridee ist nur eine der mannigfachen Formen, durch die sich abergläubische Meineidige zu sichern suchen und die gerade neuere Forschungen in ungeahnter Reichhaltigkeit nachgewiesen haben.

Eine derartige Frömmigkeit steht vollkommen auf gleicher Stufe mit der einiger afrikanischen und ozeanischen Stämme, die die verderblichen Folgen eines falschen Schwures dadurch glauben paralisieren zu können, daß sie Gegenpfer darbringen und dadurch die erzürnte Gottheit zur Veröhnung zwingen. Noch eine Stufe tiefer aber stehen „fromme“ Verbrecher unseres kultur stolzen Europa, die ihren Gott und ihre himmlischen Mächte um Gelingen ihrer Schandtaten in inbrünstigem Gebete anflehen und ihnen für den Fall der Erhöhung gar mancherlei mehr oder weniger prächtige Geschenke in Aussicht stellen! Klarer kann der traurige Standpunkt derartiger naiver Seelen, die mit ihrer Frömmigkeit einen schwunghaften Handel zu treiben hoffen, kaum zum Ausdruck kommen!

So wurde im vorigen Jahre erst im Elfaß ein Einbrecher erwischt, und durch einen Schuß schwer verletzt, der sein Mißgeschick darauf zurückführte, daß er diesmal nicht, wie sonst immer, vor Beginn seiner Diebesfahrt gebetet habe. Ähnliche Fälle sind in der kriminalistischen Literatur öfters geschildert. In der Bretagne steht noch heutigen Tages in der Nähe von Tregnier eine Kapelle, in der man des Nachts zur „Madonna des Hoffes“ um das Gelingen grünenhafter Schandtaten fleht: Die Frau betet dort um den Tod eines verhassten Gatten und der Sohn um das Ende eines Vaters, der ihn zu lange auf die Erbschaft warten ließ. Gleiche fromme Wünsche und Gebete wurden vor einigen Jahren in dem großen Kemptener Betrugsprozeß zur Sprache gebracht, und auch im Schwarzwald kommt es nach Hansjakob hier und da noch vor, daß der Sohn um ein baldiges feliges Ende für den Vater betet, weil ihm das Mitterteil zur Last wird. In dem Mordprozeß Genayron, der vor etwa zwei Jahrzehnten gewaltiges Aufsehen erregte, kam es zur Sprache, daß die Gattensmörderin kurz vor der Tat in der Küche auf den Armen gelegen hatte, inbrünstig den Himmel ansehend um das Gelingen des geplanten Verbrechens. Und ein junger Mann, ein Verehrer jener „Madonna des Hoffes“, der seinen Vater zu Tode geprügelt hatte, meinte bei der Verhandlung: „Sicherlich hat die Madonna meine Hand geführt, denn gleich beim ersten Schlag stürzte mein Vater tot zu Boden.“

So sehen wir, wie hier die Gottheit von Dieben und Mördern als Schutzherr und Schirmherr verehrt wird. Es ist daher nicht verwunderlich, daß zahlreiche Gewohnheitsverbrecher überaus eifrige Kirchenbesucher sind und daß die Gefängnisgeistlichen über die religiöse Empfänglichkeit ihrer Jünger meistens sehr erbaunt sind. Hierzu paßt auch, daß etwa ein Drittel aller tätowierten Verbrecher religiöse Symbole eingedät trägt und daß sich bei Verbrechern „Himmelsbriefe“ und mancherlei Reliquien gar nicht selten vorfinden.

Es dürfte interessant sein, einen derartigen „Segen“ religiösen Charakters wiederzugeben, der nach Löwenstimm's Bericht Anfang der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts einem russischen Freveldieb abgenommen wurde. Dies sonderbare Schriftstück lautete folgendermaßen:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen! Ich knecht Gottes gehe auf dunklen Pfaden und meinen Weg; mir entgegen kommt der Herr Jesus Christus selbst aus dem herrlichen Paradiese, gekleidet auf einen goldenen Krummstab, behangen mit seinem goldenen Kreuze. Zu meiner Rechten ist die Mutter Gottes, die heilige Gottesgebärerin, mit Engeln, Erzengeln, Seraphen und mit himmlischen Mächten. An meiner Linken steht der Erzengel Gabriel und über mir der Erzengel Michael. Hinter mir, dem Knechte Gottes, fährt der Prophet Elias auf feurigem Wagen; er strahlt Feuer aus und reinigt meinen Weg und deckt mich zu mit dem Heiligen Geiste und mit dem lebenspendenden Kreuze des Herrn. Das Schloß der Mutter Gottes, der Schlüssel Petri und Pauli. Amen!“

Noch tiefer in den Abgrund abergläubischer Vorstellungen religiösen Charakters blicken wir, wenn wir religiöse Handlungen in verbrecherischer Weise verwendet finden. Wir meinen den allgemein verbreiteten Brauch des Totbetens, d. h. den Glauben, einen Wideracher durch die Kraft von Zauberbeteten töten zu können. Bei uns geschieht dies beinahe ausschließlich in der Art, daß man den 109. Psalm unter Beobachtung gewisser Zeremonien ein Jahr lang Tag für Tag betet. Doch auch in der Form eines gewöhnlichen Gebets kam dieses Totbeten geschehen. So gestand der wegen Mordes im Jahre 1818 verurteilte bayerische Pfarrer Membroner, er habe einst, um einen verhassten Menschen aus der Welt zu schaffen, zu Gott gebetet, daß er ihn töten möchte, und Gott habe auch sein Gebet erhört, der Mensch sei wirklich gestorben. Daß das Totbeten, das zwar seit Feuerbach in den kriminalistischen Lehrbüchern als Schul-

beispiel für den absolut untouglischen Versuch angeführt wird, durchaus nicht so harmlos ist, sei nebenbei bemerkt, denn zahlreiche wohlverbürgte Berichte von den Naturvölkern und ähnliche bei uns gemachte Erfahrungen zeigen, daß das Opfer derartiger Prozeduren, wenn es von ihnen erfährt, lediglich an der Einbildung erkranken und selbst sterben kann.

Bei einer derartigen Auffassung der Religiosität kann es uns wahrlich nicht Wunder nehmen, daß der Glaube an die Kraft, die allen geweihten kirchlichen Gegenständen anhaftet, zu Kirchendiebstählen Anlaß giebt. So sind Fälle bekannt, wo Hostien, geweihte Kerzen, Reliquien und ähnliches entwendet wurden, um sie bei magischen Heiluren zu verwenden, um ein immer treffendes Gewehr zu erhalten und zu ähnlichen Zwecken zu gebrauchen. In Kiew stahl vor zwanzig Jahren ein Bauer beim Rüssen der heiligen Reliquien 45 Kopelen, die in einer Opferschale lagen, weil er den Glauben hegte, das von den Reliquien geraubte Geld werde ihm in der Wirtschaft Glück bringen. Vor zwei Jahren wurde in Ostpreußen eine Frau wegen Diebstahls einer Stola verurteilt, die sie für einen trefflichen Talisman hielt, um in allen Prozessen obsiegen. Analog ist der weitverbreitete Glaube, man müsse an bestimmten kirchlichen Feiertagen stehen und werde, wenn dieser Diebstahl gelinge, das ganze Jahr bei seinen Diebesstreifereien nicht entdeckt. In Lippe, Westfalen und der Niederrhein muß dieser Diebstahl in der Christnacht während des Festgelautes geschehen, in Franken am Silvesterabend, ebenso in Mecklenburg und Brandenburg, in der Oberpfalz zu Fastnacht.

Doch nun genug! So wenig Beispiele für „fromme“ Verbrecher wir hier auch anführen konnten, so dürfte doch soviel auch aus diesen Angaben sich ergeben, daß Religiosität im landläufigen Sinn durchaus nicht verbrecherische Gesinnung und Betätigung ausschließt, ja daß die abergläubische Gesinnung, die die religiösen Ideen vielfach anzunehmen pflegen, sogar einen günstigen Boden für die Kriminalität abgibt, ja nicht selten sogar unmittelbaren Anreiz zu verbrecherischen Handlungen bildet.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Der mechanische Stenograph. In der „Geschäftsausstellung“, die zur Zeit in der „Olympia“ in London abgehalten wird, werden eine Menge neuer und vervollkommener Apparate gezeigt, die nur den Zweck haben, in den großen Handels- und Bankhäusern menschliche Arbeitskräfte zu ersparen. Die ganze Ausstellung ist eine Demonstration des unaufhaltsamen Fortschritts der Technik, der in unserer anarchischen kapitalistischen Produktionsweise wie ein indischer Götzenwagen Laufende von menschlichen Existenzen zermalmt. Man findet dort wunderliche mechanische Rechner, die Summen bis zu 1000 Millionen Pfund Sterling multiplizieren, addieren, subtrahieren und dividieren, Apparate, die Adressen schreiben, 2000 in einer Stunde, Zirkulare zurecht machen, so daß man sie nur in den Briefkästen zu stecken hat, und Hunderte von anderen mechanischen Arbeiten verrichten, bei denen die menschliche Arbeitskraft gar nicht mehr konkurrieren kann. Der wunderbarste Apparat aber, den man dort sehen kann, ist der mechanische Stenograph, der, obwohl er nicht ganz neu ist, heute doch derart vervollkommen erscheint, daß er wohl in kurzer Zeit den menschlichen Rivalen in der Geschäftswelt ganz aus dem Felde schlagen wird.

Der Apparat besteht aus einem Phonographen, in den man das Diktat hineinspricht. Ist der Zylinder, den man etwa hundertmal hintereinander gebrauchen kann, eingestellt, so wird er durch den Fuß mittels pneumatischen Drucks in Bewegung gesetzt und man kann mit dem Diktat anfangen. Ein Druck auf einen Hebel genügt, um den Zylinder jederzeit zurückzustellen und den Apparat mit dem reproduzierenden Instrumente in Verbindung zu setzen, so daß der Sprechende sein Diktat kontrollieren oder den etwa verlorenen Faden seiner Rede wieder aufnehmen kann. Ist das Diktat zu Ende, so wandert der Zylinder zum Maschinenschreiber, der das ihm durch einen Phonographen übermittelte Wort niederschreiben kann. Die Apparate, die schon in vielen Londoner Geschäftshäusern im Gebrauch sind, sind in Anbetracht ihrer Nützlichkeit kaum teuer zu nennen; sie kosten zwischen 250 und 370 M. Die Behauptung der Erfinder, daß der Apparat in wenigen Monaten das Anlagekapital wieder einbringt, ist daher nicht als übertrieben zu bezeichnen.

Mag der mechanische Stenograph auch nicht so revolutionierend wirken wie manche anderen Erfindungen, so demonstriert er doch in einer höchst klaren und allgemein verständlichen Weise die Entwicklungstendenzen des Kapitalismus. Auf der einen Seite werden Laufende von Stenographen, die sich durch jahrelange Übung eine große Geschicklichkeit angeeignet haben, aufs Pfaster geworfen, auf der anderen Seite werden die Maschinenschreiber zu einer intensiveren und eintönigeren Arbeit herangezogen. Denn sie werden das Diktat nicht mehr von dem Stenogramm ablesen, sondern das gesprochene Wort klingt ihnen beständig gebieterisch in den Ohren. Im Geschäftsleben wird der Stenograph es mit seinem mechanischen Konkurrenten — das muß jeder zugeben, der diesen bei der Arbeit gesehen hat — nicht mehr lange aufnehmen können.